



Host mi?*

MARIA ROSSBAUER kommt aus Bayern – und das hört man auch. Wenn sie den Mund aufmacht, gucken die Leute komisch. Also lieber Hochdeutsch sprechen? Niemals!

* Kannst du mir folgen?

Host mit



»Der Dialekt ist gesprochener Gegenentwurf zur Globalisierung, zu einer einheitlichen, standardisierten Welt«

VON MARIA ROSSBAUER

W

enn Sie den folgenden Text nicht lesen würden, sondern ihn von mir vorgelesen bekommen, dann wüssten Sie, woher ich komme.

Das heißt, Sie wüssten es vermutlich nicht genau. Die meisten Menschen, die mich reden hören, verorten mich irgendwo in Österreich oder in der Schweiz, Russland hab ich auch schon mal gehört. Das hat wohl unter anderem damit zu tun, dass ich das R sehr hörbar rolle. Nach ein paar Worten schaut man mich fragend an und erwartet Aufklärung. Menschen, die Dialekt sprechen, sind ja fast ausgestorben – Nachrichtensprecher, Radiomoderatoren, die meisten Politiker und Experten, sie alle reden reines Hochdeutsch. Zumindest in meinen Ohren.

Über Wolfgang Schäuble, Präsident des Deutschen Bundestags, lächelt man bisweilen, nur weil er Badener ist und man das auch hört. Sein »Ich over« aus der Griechenland-Krise wurde hundertfach zitiert. Rainer Brüderle, ehemaliger FDP-Spitzenmann aus der Pfalz, wurde in der *heute-show* sogar regelmäßig mit Untertiteln versehen. Und von Jogi Löw wird zum einen der Weltmeister-Titel in Erinnerung bleiben. Aber wohl auch sein alemannisches Mantra von der »högschden Disziplin«.

Ich erkläre meistens schnell, dass ich aus einem kleinen Dorf in Niederbayern komme, zwischen Regensburg und München gelegen, 200 Einwohner, und da redet man eben so wie ich. Aaah, sagen die Zuhörer. Aus einem Dorf in Bayern. Ja, sage ich, aus einem Dorf in Bayern. Und dann fragen sie: Wie lange bist du denn schon in Hamburg? Die eigentliche Frage, die sie loswerden wollen, lautet aber: Warum sprichst du immer noch so?

Diese Frage ist legitim. Schließlich hab ich die Hälfte meines Lebens in Städten wie Berlin, Hamburg und München verbracht. Und selbst in München reden die Leute lang nicht so bairisch, wie ich das im Ernstfall könnte. Missste ich nicht längst integriert sein, die Sprache gelernt und angenommen haben?

Vielleicht. Aber erstens ist es gar nicht so leicht, ein rollendes R abzulegen. Glauben Sie mir das: Ich habe es versucht. Während meiner Pubertät, also vor 20 Jahren, habe ich mit einem Logopäden wöchentlich geübt. Wenn ich allerdings versuche, dieses sogenannte Zäpfchen-R auszusprechen, klingt das, als würde ich an einer Nudel erstickten.

Es gibt noch einen anderen Grund, warum ich kein gescheites Hochdeutsch spre-

che: Ich mag nicht. Ich bin, was die Sprache betrifft, ein Integrationsverweigerer.

Vieles hört sich im Bairischen einfach schöner an. Versucht meine Tochter ihre in Kartoffelbrotz geräucherter Finger in meine Nase zu quetschen, müsste man sie auf Hochdeutsch vielleicht so davon abhalten: »Nimm deine schmutzigen Finger aus meinem Gesicht, sonst ist das Essen für dich gleich beendet«. Ich hingegen kann sagen: »Schleich di mit deine Dreegatschn, sonst rappelst!«

Kling doch viel freundlicher. Dabei weiß ich gar nicht so genau, was der Ausdruck »es rappelt« bedeutet. Sicher nichts Nettres, aber auch deshalb rede ich so gerne im Dialekt: Man kann die wüstesten Drohungen aussprechen, und es klingt doch irgendwie putzig.

Als ich in die Grundschule kam, war Hochdeutsch für mich wie eine Fremdsprache. Ich erinnere mich noch gut daran, wie wir Buchstaben lernen sollten: Beim T war ein Hefer hingezichnet und beim Buchstaben C ein Schwammerl. Die Wörter Topf und Champignon musste ich erst lernen.

Noch heute gibt es viele Dinge, für die ich im Hochdeutschen kein Wort finde, zum Beispiel: drammhabbad. Ich weiß nicht, was das

heißt. Ich kann nur sagen, dass das ein Zustand ist zwischen Schlafen und Wachen, in dem man seinen Träumen nachhängt.

Genauso wenig fallen mir adäquate Wörter für »Zieferl« ein und für »Gifhaferl« und auch nicht für »hudenl« und »Springingerl«, und absolut nicht könnte ich übersetzen, was mein Vater immer auf die leidige Frage, was es denn heute auf den Essen gibt, antwortete: »Außerbacherer Kellerstaffe«.

Nun würde ich für diesen Text dazu angehalten, den Lesern doch einige Erklärungen mitzugeben, also habe ich mal gegogelt: Zieferl = eine schwächliche Person; Gifhaferl = ein aufbrausender Mensch; hudenl = etwas schlampig erdigen; Springingerl = ein unruhiger, lebhafter Mensch; hudenl = etwas schlampig erdigen; Springingerl = ein unruhiger, lebhafter Mensch. Für die »außerbacheren Kellerstaffe« musste ich meinen Vater anrufen. Das heißt direkt übersetzt wohl »frittierte Kellerstufen« und meint: Frag ned so blöd, es wird schon irgendwas geben.

Neulich wollte ich in die Hamburger Innenstadt, um meiner kleinen Tochter Glabber zu kaufen. Da fiel mir ein, dass in Hamburg wohl niemand das Wort Glabberl verstehen wird. Ich konnte nicht auf Anhieb die Übersetzung. Also googelte ich: Es heißt Sandalen!

Trotz amüsiertem Blick und Nachfragen habe ich mir nie darüber Gedanken gemacht, ob es gut oder schlecht ist, wie ich rede. Bis jetzt. Meine Tochter spricht noch nicht besonders viel, allzu lange kann das aber nicht mehr dauern. Deswegen frage ich mich neugierig, ob ich bewusst mit ihr bairisch reden sollte, damit sie es lernt.

Man könnte dagegen einwenden, dass es Unsinn ist, einem Kind, das im Norden aufwächst, einen süddeutschen Dialekt beizubringen. Aber meinen – man schreibt ihn übrigens korrekterweise wirklich »Bairisch« – hat die Unesco im Jahr 2009 immerhin den bedrohten, schützenswerten Sprachen zugeordnet. Es gibt also einige Mundartfans, die sogleich rufen würden: Du musst unbedingt gezielt bairisch mit deiner Tochter sprechen! Dialekte verschwinden, das muss man verhindern!

Das Problem scheint ganz Deutschland zu betreffen. Das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim stellte 2009 in einer repräsentativen Umfrage fest: 67 Prozent der über 60-Jährigen können noch einen Dialekt sprechen, jedoch nur noch 49 Prozent der 18- bis 24-Jährigen. Und von denen, die einen Dialekt beherrschen, benutzt ihn nur gut die Hälfte »immer« oder »oft«.

Das Dialektsterben begründen Wissenschaftler so: Zuerst kam die Schulpflicht mit Hochdeutsch als Unterrichtssprache, dann brachten Radio und Fernsehen es auch in die abgelegenen Dörfer. Menschen reisen häufiger, auch in Städte, wo die Dialekte ohnehin nicht so stark verbreitet sind. Sie ziehen weg, lernen, sich auch dort zu verständigen, geben das neu Gelernte an ihre Kinder weiter. So schrumpft das Dialektsterben die vergangenen hundert Jahre rapide voran. In den Achtzigern hätte man wohl gesagt: Gut so. Damals hieß es, Dialektsprecher hätten Nachteile in der Schule und später im Beruf, weil man sie als ungebildeter wahrnehme.

Für mich selbst sind mit meinem Dialekt vor allem viele schöne Erinnerungen an meine Kindheit verbunden. Wie mein Vater immer »hoshopp« gesagt hat, wenn er mich an den Armen hochhob. Oder wenn eine Pliege in der Suppe schwamm und er gesagt hat: »Deafstas scho essen, heid is ja ned Freitag.«

Es stimmt, was Sprachwissenschaftler sagen: dass Menschen ihre Identität auch über ihren Dialekt gewinnen. Wir sind

Bayern oder Friesen oder Schwaben. Dialekte, sagen die Forscher, schaffen unter ihren Sprechern ein Zusammengehörigkeitsgefühl, eine emotionale Nähe.

Das geht sogar über die Grenzen meines eigenen Dialekts hinaus. Ich fühle mich mit allen Dialektsprechern verbunden. Höre ich einen Franken reden oder eine Sächsin oder Berlinerin, dann lächle ich ein wenig. Wir sind diejenigen, die zu ihren Wurzeln stehen, die sich ohne viel Pathos zu ihrer Herkunft bekennen. Im Moment wird ja viel über Heimatl diskutiert. Oft abstrakt und manchmal feindselig. Der Dialekt aber ist eine positive Art des Bekenntnisses, eine beiläufige.

Wobei mit dem Dialektsprechen auch einhergeht, dass Menschen schnell Klischees im Kopf haben. Von uns Bayern ganz besonders. Ich habe fast täglich das Gefühl, ich müsste klarstellen, dass ich nicht die CSU wähle und keine Tracht besitze.

Mein Dialekt gibt mir aber noch etwas Wichtigeres, das ich meiner Tochter vermitteln möchte: eine Lebensinstellung. Zurzeit sage ich zum Beispiel recht häufig zu ihr: »I glaub, du spinnt a bissal«, wenn sie wieder einmal alle meine Unterhosen aus der Schublade zieht und sich um den Hals hängt (sie ist einetnhalb Jahre alt, das sollte ich an dieser Stelle vielleicht erwähnen).

Das klingt im Hochdeutschen zwar recht ähnlich, aber mit dem Satz sage ich eben nicht das, was im Duden steht: »umgangssprachlich abwertend für nicht recht bei Verstand sein«. Ich sage damit, dass sie möglicherweise nicht der Norm entspricht, ich das aber toll finde, weil normal ist fad.

Das Hochdeutsche klingt in meinen Ohren viel zu diszipliniert und reglementiert, zu wenig zehrend und liebevoll. Würde ich nur noch Hochdeutsch mit meiner Tochter reden, könnte ich all die wunderbaren Gefühle und Erinnerungen nicht transportieren. Ich könnte ihr nicht die Gelassenheit mitgeben, die ich erfahren habe, und die Geduld, denn ich weiß schlicht nicht, wie das in dieser Sprache geht.

Seit einiger Zeit scheint sich das Blatt übrigens zu wenden. Wer Dialekt und Hochdeutsch lernt, sagen Wissenschaftler heute, wächst fast schon zweisprachig auf und kann so auch andere Sprachen leichter lernen. Dialekte gelten jetzt, wo sie dem Untergang nahe sind, als wichtiges kulturelles Erbe.

Vielleicht, weil sie gesprochener Gegenentwurf zur Globalisierung sind, zu einer einheitlichen, standardisierten Welt. Und so spielen heute Vereine zum Schutz der Dialekte nur so aus dem Boden. Das Kultusministerium in Bayern verteilt an Lehrer Handreichungen, die ihnen helfen sollen, die verschiedenen bairischen Dialekte im Unterricht zu fördern. Kindergartenkindern wird in Extrakursen beigebracht, »Pfatz di statt »Ischüss« zu sagen und »I moog di ganz«.

Doch obwohl ich meinem Dialekt so viel abgewinne, obwohl ich gern hätte, dass meine Tochter ihn und alles, was dazu gehört, in ihrem Leben hat, stelle ich fest, dass mir das zuwider ist.

Über viele Jahrhunderte haben Menschen ihre Dialekte gesprochen, weil sie es halt so von ihren Eltern und Freunden und Nachbarn gehört haben. Es waren die Sprachen des Alltags – und eben nicht das, was Schulen und Behörden von ihnen forderten. Dialekte waren das unbeschwertere Sprechen. Unterrichtet man sie, beraubt man sie ihres Wesens. Denn es geht beim Dialekt weniger darum, wie es am Ende klingt. Sondern darum, so zu sprechen, wie man will. Es geht um Freiheit.

Und diese Freiheit bekommt meine Tochter auch.

Illustration: Max Lülfers für DIE ZEIT

ANZEIGE

ZEIT AKADEMIE

FÜR ALLE, DIE MEHR WISSEN WOLLEN

Der neue Karriere-Guide der ZEIT Akademie

Für alle, die nach dem perfekten Job suchen!



In Zusammenarbeit mit
XING
Für a better working life

NUR
29 €

Wie finde ich genau den Job, der am besten zu mir passt? Und wie überzeuge ich meinen zukünftigen Arbeitgeber, damit ich diesen Job auch bekomme?

Im neuen Video-Ratgeber »Karriere-Guide – Von der Jobsuche zum Traumberuf« erhalten Sie von renommierten Experten und Führungskräften hilfreiche Tipps für Ihren perfekten Einstieg ins Berufsleben. | 5 Lektionen | Spieldauer: 85 min

Ihre Vorteile:

- ✓ Drei Dozenten und renommierte Experten beleuchten das Thema Berufseinstieg aus verschiedenen Perspektiven
- ✓ Sie erhalten Blicke hinter die Kulissen von Personalabteilungen und in die Auswahlprozesse von Unternehmen
- ✓ Testen Sie das Seminar mit der Gratis-Lektion auf unserer Website



Online-Video-Seminar | Bestell-Nr. 7407

Bestellen Sie jetzt: www.zeitakademie.de ☎ 040/32 80-1190

Anbieter: ZEIT Akademie GmbH, Buceriusstraße, Hamburg